

DAS ORIGINALBUCH
ZUM KINOFILM

NICHOLAS EVANS

Roman

DER PFERDE- FLÜSTERER



atb

DAS ORIGINALBUCH
ZUM KINOFILM

NICHOLAS
EVANS

Roman

DER
PFERDE-
FLÜSTERER






Nicholas Evans

Der Pferdeflüsterer

Roman

Aus dem Englischen von Bernhard Robben

 aufbau *digital*

Impressum

Die Originalausgabe unter dem Titel
The Horse Whisperer
erschien 1995 bei Transworld, London.

ISBN E-Pub 978-3-8412-0416-5 | ISBN PDF 978-3-8412-2416-3 | ISBN Printausgabe 978-3-7466-2768-7 | Aufbau Digital, veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, Oktober 2011 | Copyright © 1995 by Nicholas Evans | Die Printausgabe erschien 2011 bei Aufbau Taschenbuch | Aufbau Taschenbuch ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG |

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung Mediabureau Di Stefano, Berlin | unter Verwendung eines Motivs von © getty-images/Minden Pictures | Konvertierung Koch, Neff &

Volckmar GmbH, KN digital - die digitale
Verlagsauslieferung, Stuttgart | www.aufbau-verlag.de

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsübersicht](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

Inhaltsübersicht

EINS

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5

ZWEI

- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13

DREI

- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22
- 23
- 24
- 25
- 26

27

VIER

28

29

30

31

32

33

34

35

FÜNF

36

Leseprobe

Entsage den weltlichen Verlockungen,
Verweile nicht bei der inneren Leere,
Sei heiter in der Einheit der Dinge,
Und die Zwiespältigkeit verliert sich
von selbst.

AUS: ÜBER DIE ZUVERSICHT
IM HERZEN SENG-T'SAN, 6./7. JH.

EINS

1

Am Anfang war der Tod, und auch am Ende fand er sich wieder ein. Doch ob sein flüchtiger Schatten die Träume des Mädchens streifte und sie an jenem merkwürdigen Morgen weckte, sollte sie nie erfahren. Als sie die Augen öffnete, wusste sie nur, dass sich die Welt irgendwie verändert hatte.

Die rot schimmernden Zeiger des Weckers verrieten ihr, dass ihr noch eine halbe Stunde bis zur eingestellten Weckzeit blieb, und sie lag ganz still, bewegte den Kopf nicht und bemühte sich, der Veränderung auf den Grund zu gehen. Es war dunkel, doch nicht so dunkel, wie es hätte sein sollen. Deutlich war auf den vollgestopften Regalen des Schlafzimmers der fahle Schimmer der Reittrophäen zu erkennen; darüber schwebten die Gesichter von Rockstars, von denen sie einst geglaubt hatte, dass sie ihr etwas bedeuten würden. Das Mädchen lauschte. Auch die Stille im Haus war anders, erwartungsvoll, wie die Pause zwischen Atemholen und Sprechen. Bald würde der Heizofen im Keller mit gedämpftem Fauchen anspringen, und die Dielen im alten Bauernhaus würden wie jeden Tag ihre knarrende Klage anstimmen. Das Mädchen schlüpfte aus dem Bett und trat ans Fenster.

Es hatte geschneit. Der erste Schnee des Jahres. Und an den Zaunpfosten am Teich erkannte das Mädchen, dass der Schnee fast knietief den Boden bedeckte. Kein Lufthauch hatte sich geregt, und der Schnee lag unberührt, ohne Verwehungen, zu komischen Proportionen auf den Zweigen der sechs Kirschbäume gehäuft, die ihr Vater letztes Jahr gepflanzt hatte. Ein einsamer Stern glitzerte im tiefblauen Keil zwischen den Wäldern. Das Mädchen ließ den Blick sinken und sah, dass sich am unteren Fensterrand eine Eisschicht gebildet hatte, und sie presste einen Finger dagegen, taute ein Loch hinein. Das Mädchen zitterte nicht vor Kälte, sondern vor Aufregung bei dem Gedanken, dass diese verwandelte Welt ihr im Augenblick ganz allein gehörte. Sie drehte sich um und beeilte sich mit dem Anziehen.

Grace Maclean war am Abend zuvor mit ihrem Vater aus New York City gekommen, sie beide allein. Wie immer hatte ihr die Fahrt gefallen. Auf dem Taconic State Parkway hatte sie, geborgen im großen Mercedes, zweieinhalb Stunden lang Kassetten gehört und mit ihrem Vater über die Schule oder über einen Fall geplaudert, an dem er gerade arbeitete. Sie hörte ihn gern reden, wenn er am Steuer saß, liebte es, wenn sie ihn für sich allein hatte und dabei zusehen konnte, wie er sich nach und nach in seinen alten Freizeitsachen entspannte. Ihre Mutter nahm mal wieder an einem offiziellen Dinner oder etwas dergleichen

teil und würde erst heute Morgen mit dem Zug nach Hudson fahren, was sie sowieso viel lieber tat. Der zähe Verkehr am Freitagabend machte sie nervös und ungehalten, so dass sie wie zum Ausgleich stets das Kommando übernahm und Robert, Graces Vater, befahl, langsamer zu fahren, Gas zu geben oder eine Abkürzung zu nehmen, um Staus zu vermeiden. Er machte sich nicht die Mühe, ihr zu widersprechen, tat einfach, was sie ihm sagte, seufzte manchmal nur oder warf seiner auf den Rücksitz verbannten Tochter im Spiegel einen ironischen Blick zu. Die Beziehung ihrer Eltern war ihr seit langem ein Rätsel, eine komplizierte Welt, in der Macht und Unterwürfigkeit nie so ganz das waren, was sie zu sein schienen. Doch statt sich einzumischen, flüchtete sich Grace einfach in das Refugium ihres Walkmans.

Im Zug würde ihre Mutter pausenlos arbeiten, ungestört und ohne sich ablenken zu lassen. Grace hatte sie vor kurzem einmal begleitet, sie beobachtet und dabei erstaunt festgestellt, dass ihre Mutter nicht ein einziges Mal aus dem Fenster sah, höchstens mit verhangenem, leerem Blick, wenn sich irgendein prominenter Autor oder einer ihrer eifrigen Assistenten über Funktelefon meldete.

Auf dem Treppenabsatz vor Graces Zimmer brannte noch Licht. Auf Zehenspitzen huschte das Mädchen an der halb geöffneten Tür zum Schlafzimmer ihrer Eltern vorbei und blieb stehen. Sie konnte die Wanduhr im Flur ticken

hören, dann das vertraute, leise Schnarchen ihres Vaters. Sie lief die Treppe hinunter in den Flur, dessen azurblaue Wände und Decken durch die unverhängten Fenster vom Widerschein des Schnees erhellt wurden. In der Küche trank sie mit einem einzigen langen Schluck ein Glas Milch aus, aß einen Schokoladenkeks und schrieb dabei ihrem Vater eine Nachricht auf den Notizblock am Telefon. »Bin reiten. Gegen zehn zurück. Kuss, G.« Sie nahm sich noch ein Plätzchen und aß es auf dem Weg zum Flur am Hintereingang, wo sie ihre Mäntel aufhängten und die schmutzigen Stiefel abstellten. Sie griff nach ihrer Schaffelljacke und hüpfte, Keks im Mund, elegant auf einem Bein, während sie sich die Reitstiefel anzog. Sie schloss den Reißverschluss ihrer Jacke, zog sich die Handschuhe über, nahm den Reithelm vom Regal und fragte sich kurz, ob sie Judith anrufen sollte, um sie zu fragen, ob sie immer noch reiten wollte, obwohl es geschneit hatte. Aber eigentlich war das überflüssig. Judith war bestimmt genauso aufgeregt wie sie. Als Grace die Tür aufmachte und in die Kälte hinausging, hörte sie, wie unten im Keller der Heizofen ansprang.

Wayne P. Tanner starrte trübsinnig über den Rand seiner Kaffeetasse auf die Reihen schneebedeckter Trucks, die vor der Raststätte parkten. Er hasste Schnee, aber vor allem

hasste er Schwierigkeiten. Und im Verlauf weniger Stunden war er gleich zweimal in Schwierigkeiten geraten.

Diese New Yorker State Troopers hatten jede Sekunde genossen, diese aufgeblasenen Scheißyankees. Sie waren ihm erst aufgefallen, als sie hinter ihm einscherten, aus Spaß einige Meilen an ihm dranblieben und verdammt genau wussten, dass er sie gesehen hatte. Dann stellten sie das Blaulicht an, ließen ihn an den Straßenrand fahren, und dieser Klugschreiber, dieser Bubi mit seinem Stetson, kam daherstolz wie ein dämlicher Kinocop. Er wollte den Fahrtschreiber sehen, und Wayne bückte sich, griff danach, reichte ihn aus dem Fenster und sah zu, wie das Bürschchen die Eintragungen las.

»Atlanta, soso«, sagte er und besah sich die Diagrammscheibe.

»Richtig«, antwortete Wayne. »Und dort ist es verdammt warm, das können Sie mir glauben.« Dieser Ton schlug bei Polizisten fast immer an, respektvoll, aber brüderlich, ein Hinweis auf die alte, kumpelhafte Brüderschaft der Landstraße. Aber das Bübchen blickte nicht einmal auf.

»Soso. Ich nehme an, Sie wissen, dass der Radardetektor da verboten ist, oder nicht?«

Wayne warf einen Blick auf den kleinen schwarzen, ans Armaturenbrett geschraubten Kasten und überlegte kurz, ob er den Unwissenden spielen sollte. In New York waren

diese »Radarspitzel« für Trucks ab neun Tonnen verboten. Er hatte ungefähr das Drei- bis Vierfache geladen. Aber wenn er den Unwissenden mimte, machte das den kleinen Scheißer vielleicht noch bösertiger. Also drehte er sich mit gespielt reumütigem Lächeln wieder um, aber die Mühe hätte er sich sparen können, denn das Bübchen sah ihn immer noch nicht an. »Oder nicht?«, fragte er noch einmal.

»Hm, ja, ich glaub schon.«

Das Bübchen reichte ihm den Fahrtenschreiber zurück und schaute ihn endlich an. »Also schön«, sagte er. »Und jetzt zeigen Sie mal den anderen her.«

»Wie bitte?«

»Den anderen Fahrtenschreiber. Den richtigen. Nicht dieses Lügenmärchen.« Irgendetwas schien Wayne plötzlich auf den Magen zu schlagen.

Seit fünfzehn Jahren benutzte er wie Tausende anderer Truckfahrer zwei Fahrtenschreiber, der eine gab die tatsächlichen Fahrzeiten, Meilen, Ruhepausen und so weiter an, der andere dagegen war ausschließlich für Situationen wie diese hier bestimmt, um nachweisen zu können, dass man die gesetzlichen Vorschriften eingehalten hatte. Und in all den Jahren war er auf seinen Fahrten von Küste zu Küste weiß Gott wie oft angehalten worden, aber so was war ihm noch nie passiert. Verflucht, alle Trucker hatten seines Wissens einen falschen Fahrtenschreiber, nannten ihn Comicheft. Herrgott noch mal, wenn man

allein war und keinen Partner zum Abwechseln hatte, wie sollte man da die Lieferzeiten einhalten? Und wie zum Teufel sollte er sich seinen verdammten Lebensunterhalt verdienen? Verflucht! Die Firmen wussten alle Bescheid, sie drückten einfach ein Auge zu.

Er hatte noch versucht, die Sache eine Zeitlang hinauszuzögern, hatte den Unschuldigen gespielt und war sogar ein bisschen wütend geworden, obwohl er wusste, dass ihm das auch nicht mehr helfen würde. Der Partner des Bübchens, ein Riesenkerl, wollte sich den Spaß nicht entgehen lassen und stieg aus dem Streifenwagen. Sie wollten das Führerhaus durchsuchen, sagten sie, und er solle so lange aussteigen. Da sie sich anscheinend vorgenommen hatten, ihm den ganzen Zug auseinanderzunehmen, beschloss er, lieber mit der Wahrheit rauszurücken, zog die Fahrtscheibe aus dem Versteck unter der Koje und gab sie ihnen. Darin stand, dass er in vierundzwanzig Stunden über neunhundert Meilen gefahren war und dabei nur eine einzige Pause eingelegt hatte, und die war außerdem nur halb so lang gewesen wie die acht Stunden, die gesetzlich vorgeschrieben waren.

Also konnte er mit tausend, vielleicht sogar mit dreizehnhundert Dollar Strafe rechnen, mehr noch, wenn sie ihm den dämlichen Radardetektor anhängten. Unter Umständen verlor er sogar seinen Lkw-Führerschein. Die

Polizisten gaben ihm eine Handvoll Papiere, fuhren bis zum Truckstopp hinter ihm her und ermahnten ihn, vor morgen früh lieber nicht an eine Weiterfahrt zu denken.

Er wartete, bis sie verschwunden waren, dann ging er zur Tankstelle und kaufte sich ein trockenes Truthahnsandwich und einen Sechserpack Bier. Die Nacht verbrachte er in der Koje hinten im Fahrerhaus. Sie war geräumig und bequem, und nach ein paar Bier fühlte er sich gleich besser, aber vor lauter Sorgen schlief er ziemlich unruhig. Und als er aufwachte und den Schnee sah, da wusste er, dass er schon wieder in Schwierigkeiten steckte.

Vor zwei Tagen hatte Wayne in der milden Morgenluft Georgias nicht daran gedacht, nach den Schneeketten zu sehen. Und als er sie heute Morgen überprüfen wollte, waren die verdammten Dinger nicht mehr da. Es war einfach nicht zu fassen. Irgendein Vollidiot hatte sich offenbar die Ketten ausgeliehen oder sie gestohlen. Die Interstate würde kein Problem sein, das wusste Wayne, Schneepflüge und Streufahrzeuge waren bestimmt schon seit Stunden unterwegs. Aber er hatte zwei Riesenturbinen geladen, die zu einer Papierfabrik in einem kleinen Ort namens Chatham gebracht werden sollten, also musste er runter von der Autobahn und über Land fahren. Der Weg war bestimmt voller Kurven und die Straße schmal und noch nicht geräumt. Wayne verfluchte sich noch einmal

selbst, trank seinen Kaffee aus und legte einen Fünfdollarschein auf den Tisch.

Vor der Tür blieb er stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden und die Braves-Baseballmütze zum Schutz gegen die Kälte tiefer ins Gesicht zu ziehen. Er konnte das Brummen der Trucks hören, die bereits auf der Interstate unterwegs waren. Unter seinen Stiefeln knirschte der Schnee, als er über den Parkplatz zu seinem Laster ging.

Vierzig oder fünfzig Trucks standen auf dem Platz, einer neben dem anderen, alle Neunachser, so wie seiner, hauptsächlich Peterbilts, Freightliners und Kenworths. Waynes Zugmaschine war eine schwarz- und chromfarbene Kenworth Coventional, wegen der langen, abfallenden Schnauze auch »Ameisenbär« genannt. Vor einem normalen Kühlaufleger sah sie zwar besser aus als mit den beiden Turbinen auf dem Tieflader, aber trotzdem hielt Wayne sie im winterlichen Licht der Morgendämmerung immer noch für die schönste Maschine auf dem Platz. Einen Augenblick blieb er stehen, bewunderte sie und rauchte die Zigarette zu Ende. Anders als die jüngeren Fahrer, die heutzutage keinen Finger mehr krumm machten, sorgte er stets dafür, dass sein Schlepper vor Sauberkeit nur so glänzte. Er hatte vorm Frühstück sogar den Schnee abgewischt. Doch im Gegensatz zu ihm, musste er plötzlich denken, hatten sie bestimmt ihre gottverdammten Schneeketten nicht vergessen. Wayne

Tanner trat die Zigarette im Schnee aus und schwang sich auf den Fahrersitz.

Ihre Spuren trafen sich vor der langgezogenen Auffahrt, die zu den Ställen führte. Mit untrüglichen Gefühl für den richtigen Zeitpunkt waren die beiden Mädchen fast gleichzeitig eingetroffen und zusammen den Hügel hinaufgegangen; ihr Lachen hallte nun hinab ins Tal. Die Sonne stand noch nicht am Himmel, doch der weiße Palisadenzaun, der ihre Spuren auf beiden Seiten säumte, wirkte vor dem Schnee bereits ein wenig schäbig, ebenso die Hindernisse auf dem Feld dahinter. Die Spuren der Mädchen führten den Hügel hinauf und verschwanden in einer Ansammlung niedriger Gebäude, die sich um eine riesige rote Scheune zu drängen schienen, in der die Pferde untergebracht waren.

Als Grace und Judith in den Hof einbogen, huschte eine Katze über den unberührten, ein wenig rutschigen Schnee davon. Sie blieben stehen und sahen zum Haus hinüber. Nichts rührte sich. Mrs. Dyer, der das Gestüt gehörte und die ihnen das Reiten beigebracht hatte, war um diese Zeit gewöhnlich schon auf den Beinen.

»Meinst du, wir sollten ihr sagen, dass wir ausreiten?«, flüsterte Grace.

Die beiden Mädchen waren zusammen aufgewachsen und trafen sich, solange sie denken konnten, an den

Wochenenden auf dem Land. Beide wohnten in der Upper Westside, gingen in der Eastside zur Schule und hatten beide einen Anwalt zum Vater. Trotzdem kamen sie nie auf den Gedanken, sich unter der Woche zu treffen. Ihre Freundschaft gehörte hierher und zu den Pferden. Judith war gerade vierzehn geworden, also fast ein Jahr älter als Grace, und in einer so schwerwiegenden Frage wie der, ob sie den Zorn der so leicht erregbaren Mrs. Dyer riskieren sollten, fügte sich Grace gern ihrem Urteil. Judith schniefte und zog die Nase kraus.

»Nee«, entschied sie. »Dann meckert sie uns doch nur an, weil wir sie geweckt haben. Komm schon.«

Die Luft in der Scheune war warm und schwer vom süßen Geruch nach Heu und Pferdedung. Als die Mädchen mit ihren Sätteln hereinkamen und die Tür schlossen, drehten sich ein Dutzend Pferde in ihren Boxen nach ihnen um, stellten die Ohren auf und spürten gradeso wie Grace, dass irgendetwas in der Dämmerung dort draußen anders war als sonst. Judiths Pferd, ein sanftäugiger, kastanienbrauner Wallach namens Gulliver, wieherte, als sie an seine Box trat, und streckte seinen Kopf vor, damit sie ihn streicheln konnte.

»Na, Kleiner«, sagte sie. »Wie geht's dir heute?« Das Pferd wich behutsam von der Tür zurück, um Judith mit Sattel- und Zaumzeug hereinzulassen.

Grace ging weiter. Ihr Pferd stand in der letzten Box am Ende der Scheune, und Grace redete im Vorbeigehen leise mit den anderen Pferden, grüßte sie mit Namen. Sie konnte Pilgrim sehen, der jeden ihrer Schritte reglos und mit hoch erhobenem Kopf verfolgte. Er war ein vierjähriger Morgan, ein Wallach von so dunklem Rotbraun, dass er unter bestimmtem Lichteinfall fast schwarz aussah. Ihre Eltern hatten ihr das Pferd letzten Sommer nach einigem Zögern zum Geburtstag geschenkt. Sie hatten gemeint, es sei zu groß und noch zu jung für Grace, viel zu feurig. Doch für Grace war es Liebe auf den ersten Blick gewesen.

Sie waren nach Kentucky geflogen, um sich den Wallach anzuschauen, und als sie auf die Weide fuhren, kam er gleich an den Zaun getrabt, um Grace genauer in Augenschein zu nehmen. Er ließ sich nicht anfassen, schnüffelte nur an ihrer Hand, strich sanft mit den Nüstern darüber. Dann warf er den Kopf in den Nacken wie ein hochmütiger Prinz und galoppierte mit gestrecktem Schweif davon; sein Fell schimmerte in der Sonne wie poliertes Ebenholz. Die Frau, die ihn verkaufte, ließ Grace auf ihm reiten, und erst als sie auf seinem Rücken saß, tauschten die Eltern einen vielsagenden Blick, und sie wusste, dass sie ihn haben durfte. Ihre Mutter war seit ihrer Kindheit nicht mehr geritten, aber sie konnte immer noch ein Rassepferd erkennen, wenn sie eines sah. Und Pilgrim war ein Rassepferd, daran bestand kein Zweifel. Er

war außerdem ziemlich temperamentvoll und ganz anders als die Pferde, die Grace bisher geritten hatte. Doch als Grace auf ihm saß und dieses Leben pochen fühlte, da wusste sie, dass er in tiefster Seele ein gutes Pferd und bestimmt nicht böse war und dass sie prima miteinander auskommen würden. Sie würden ein Team sein.

Sie wollte ihm einen stolzeren Namen geben, Cochise etwa oder Khan, aber ihre Mutter, stets die liberale Tyrannin, meinte, zwar sei dies natürlich allein Graces Entscheidung, aber es würde Unglück bringen, den Namen eines Pferdes zu ändern. Also blieb es bei Pilgrim.

»He da, Prachtkerl«, sagte sie, als sie vor seiner Box stand. »Wie geht's uns heute?« Sie streckte die Hand aus, und er ließ sich das samtige Maul streicheln, wandte dann aber gleich wieder den Kopf ab und wich vor ihr zurück. »Du bist mir ja vielleicht ein Charmeur. Na komm, dann wollen wir dich mal fertig machen.«

Grace betrat die Box und nahm dem Pferd die Decke ab. Als sie ihm den Sattel überwarf, scheute Pilgrim ein wenig, wie er es immer tat, und sie befahl ihm mit fester Stimme, stillzuhalten. Sie erzählte ihm von der Überraschung, die draußen auf ihn wartete, schlang ihm den Gurt locker um und legte den Zaum an. Dann nahm sie einen Hufauskratzer aus der Tasche und entfernte sorgsam allen Dreck aus seinen Hufen. Als sie hörte, dass Gulliver bereits

von Judith aus dem Stall gebracht wurde, zog sie rasch den Gurt an - und dann konnte es losgehen.

Sie führten die Pferde auf den Hof, und Judith schloss das Scheunentor. Sie ließen sich Zeit, damit die Pferde sich mit dem Schnee anfreunden konnten. Gulliver senkte den Kopf, schnupperte und kam rasch zu dem Schluss, dass dies dasselbe Zeug sein musste, dass er schon x-mal zuvor gesehen hatte. Aber Pilgrim war völlig verblüfft. Behutsam setzte er einen Huf in den Schnee und war erstaunt, als er nachgab. Dann wollte er daran schnuppern, wie er es bei dem älteren Pferd gesehen hatte, sog aber die Luft zu kräftig ein und musste so heftig niesen, dass die Mädchen sich vor Lachen schüttelten.

»Vielleicht hat er noch nie Schnee gesehen«, sagte Judith.

»Sieht so aus. Gibt es denn keinen Schnee in Kentucky?«

»Weiß nicht. Glaub schon.« Sie warf einen Blick auf Mrs. Dyers Haus. »Komm, lass uns verschwinden, sonst wecken wir noch den alten Drachen auf.«

Sie führten die Pferde über den Hof zur oberen Weide, stiegen auf und trabten in einer weiten, langsam ansteigenden Linie auf den Wald zu. Ihre Spur schnitt in einer exakten Diagonalen über das makellos weiße Rechteck der Weide. Als sie schließlich den Waldrand

erreichten, brach die Sonne hervor und füllte das Tal in ihrem Rücken mit langen, schrägen Schatten.

Zu den Dingen, die Graces Mutter an den Wochenenden am meisten hasste, zählten die Unmengen von Zeitungen, die sie zu lesen hatte. Wie drohende Lava häuften sie sich während der Woche an, und Annie stapelte rücksichtslos noch die Wochenzeitungen und jene Teile der *New York Times* dazu, die sie nicht fortzuwerfen wagte. Am Samstag wirkte der Haufen bereits viel zu beängstigend, um ihn noch länger ignorieren zu können, und da mit der *New York Times* vom Sonntag einige zusätzliche Tonnen Papier drohten, wusste sie, wenn sie jetzt nichts dagegen unternahm, käme sie nicht mehr gegen die Papierflut an und würde von ihr begraben werden. All diese Worte, die auf die Welt losgelassen wurden. All diese Mühe. Und das nur, damit man sich schuldig fühlte. Annie warf wieder einen Paken auf den Boden und machte sich lustlos über die *New York Post* her.

Die Wohnung der Macleans lag im achten Stock eines prachtvollen alten Gebäudes am Central Park West. Annie saß mit angezogenen Knien auf dem gelben Sofa am Fenster. Sie trug schwarze Leggings und ein hellgraues Sweatshirt. Ihr kurzes, nach hinten zu einem kleinen Pferdeschwanz zusammengebundenes Haar leuchtete rostrot im Sonnenlicht, das ihren Schatten auf ein

gleichfarbiges Sofa auf der anderen Wohnzimmerseite warf. Das Zimmer war langgezogen und blassgelb gestrichen. Eine Wand wurde von Büchern bedeckt, hier und da gab es ein wenig afrikanische Kunst, und dort stand ein Flügel, auf dessen schimmernder Oberfläche sich jetzt die schrägen Strahlen der Sonne brachen. Wenn Annie sich umdrehen würde, könnte sie Seemöwen über das zugefrorene Reservoir watscheln sehen. Trotz Schnee und früher Stunde waren an diesem Samstagmorgen bereits einige Jogger unterwegs und drehten ihre Runden, so wie Annie ihre Runden drehen würde, sobald sie die Zeitung gelesen hatte. Sie nippte an ihrem Becher Tee und wollte die *Post* schon wegwerfen, als sie ihn sah: einen kleinen, zwischen Klatschspalten versteckten Artikel.

»Ich fasse es nicht«, sagte sie laut. »Du miese Ratte!«

Sie knallte den Becher auf den Tisch und eilte wutentbrannt in den Flur, um das Telefon zu holen. Als sie ins Wohnzimmer zurückkam, hieb sie bereits auf die Tasten, stellte sich ans Fenster und wartete auf Antwort. Hinter dem Reservoir lief ein alter Mann Ski. Er trug einen lächerlich unförmigen Kopfhörer und glitt mit schwungvollen Schritten zu den Bäumen hinüber. Eine Frau schimpfte auf eine Schar winziger angeleinter Hunde ein, die farblich aufeinander abgestimmte Strickpullover trugen und deren Beine so kurz waren, dass sie nur hüpfend und rutschend im Schnee vorankamen.

»Anthony? Hast du die *Post* gelesen?« Annie hatte ihren Assistenten offensichtlich aus dem Schlaf gerissen, dachte aber nicht daran, sich zu entschuldigen. »Da steht was über Fiske. Der kleine Scheißer behauptet, ich hätte ihn gefeuert und die neue Auflagenzahl frisiert.«

Anthony sagte etwas Mitfühlendes, aber Annie wollte kein Mitgefühl. »Hast du Don Farlows Wochenendnummer?« Er ging, um sie zu holen. Draußen im Park hatte die Hundefrau aufgegeben und zerrte die Kleinen zurück zur Straße. Anthony kam mit der Nummer, und Annie kritzelte sie auf ein Blatt Papier.

»Gut«, sagte sie. »Leg dich wieder schlafen.« Sie unterbrach die Verbindung und wählte gleich danach Farlows Nummer.

Don Farlow war der Anwalt des Verlags und zuständig für knifflige Angelegenheiten. Er war ihr Verbündeter, wenn nicht gar ihr Freund geworden, seit man Annie Graves (beruflich hatte sie ihren Mädchennamen beibehalten) vor sechs Monaten zur Chefredakteurin ernannt hatte, um die Verlagszeitschrift, das Flaggschiff des Unternehmens, vor dem Untergang zu bewahren. Zusammen hatten sie sich darangemacht, die alte Garde auszubooten. Blut war geflossen – neues herein, altes hinaus –, und die Medien hatten sich keinen Tropfen entgehen lassen. Einige aus der alten Garde, denen Annie und Farlow den Stuhl vor die Tür gesetzt hatten, waren

Schriftsteller mit guten Verbindungen und hatten sich in den Klatschspalten der Zeitungen an ihnen gerächt. Die entsprechende Kolumne wurde unter dem Namen *Graves Yard*, also »Graves Friedhof« bekannt.

Annie konnte die Verbitterung verstehen. Manche von ihnen waren schon so lange beim Verlag gewesen, dass sie bereits geglaubt hatten, er gehöre ihnen. Gefeuert zu werden war beschämend genug. Doch von einer dreiundvierzigjährigen Frau gefeuert zu werden, noch dazu von einer Engländerin, war einfach die Höhe. Inzwischen war die Säuberung fast abgeschlossen, und Annie und Farlow hatten in letzter Zeit einiges Geschick beim Aufsetzen von Abfindungsverträgen entwickelt, die ihnen das Schweigen der Entlassenen erkaufen sollten. Annie hatte geglaubt, eben dies auch mit Fenimore Fiske, dem ältlichen und unerträglichen Filmkritiker der Zeitschrift, getan zu haben, der jetzt in der *Post* über sie herzog. Diese Ratte. Doch während Annie noch darauf wartete, dass Farlow ans Telefon ging, tröstete sie sich mit dem Gedanken, dass Fiske ein großer Fehler unterlaufen war, als er behauptet hatte, dass die erhöhte Auflagenzahl erlogen sei. Das war sie nicht, und Annie konnte es beweisen.

Farlow war nicht nur wach, er hatte sogar den Artikel schon gelesen. Sie vereinbarten, sich in zwei Stunden in Annies Büro zu treffen. Sie würden den alten Dreckskerl

auf jeden Penny verklagen, mit dem sie ihn abgefunden hatten.

Annie rief ihren Mann in Chatham an, bekam aber nur ihre eigene Stimme auf dem Anrufbeantworter zu hören. Sie sagte Robert, dass es Zeit zum Aufstehen sei, dass sie einen Zug später kommen würde und dass er nicht ohne sie zum Supermarkt gehen solle. Dann fuhr sie mit dem Fahrstuhl nach unten und lief hinaus in den Schnee, um sich den Joggern anzuschließen. Natürlich joggte Annie Graves nicht. Sie rannte. Und obwohl man diesen Unterschied auf den ersten Blick weder an ihrem Tempo noch an ihrer Technik erkennen konnte, war er für Annie so klar und belebend wie die kalte Morgenluft, in die sie jetzt hinausstürmte.

Die Interstate war geräumt, genau wie Wayne Tanner es geahnt hatte. Allzu viel war nicht los an diesem Samstag, und er vermutete, dass er gut daran tat, auf der Siebenundachtziger zu bleiben, bis er die Neunziger kreuzte, und dann über den Hudson River zu fahren, um Chatham von Norden her anzusteuern. Er sah sich die Strecke auf der Karte an. Es war nicht gerade der direkteste Weg, aber so umfuhr er einige Landstraßen, die bestimmt noch nicht schneefrei waren. Ohne Ketten konnte er bloß hoffen, dass diese Zufahrt zur Fabrik, von der man ihm erzählt hatte, nicht nur so ein Sandweg war.